

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 137.

Posen, den 4. Dezember 1927.

Nr. 137.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

## Der Seewolf.

Von Jack London.

1. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Ich fühlte, wie ich in eine Ohnmacht glitt, und versuchte mit aller Willenskraft gegen die erstickende Leere und die Dunkelheit, die mich zu überwältigen drohten, anzukämpfen. Kurz darauf hörte ich Ruderschläge, die immer näher kamen, und die Stimme eines Mannes. Als er ganz nahe war, hörte ich ihn ärgerlich sagen: „Zum Donnerwetter, warum rufst du nicht?“ „Er meinte mich.“ Mit diesem Gedanken versank ich in Leere und Finsternis.

Ich schien in einem mächtigen Rhythmus durch ungeheure Räume zu schwingen. Glühende Funken sprühten und schossen an meinen Augen vorbei. Als ich die äußerste Grenze meines Schwunges erreicht hatte und gerade zurückschwingen wollte, ertönte donnernd ein Riesengong.

Der Rhythmus meines Fluges wurde immer kürzer. Schwung und Rückschwung wechselten mit verwirrender Hast. Immer häufiger und schrecklicher donnerte der Gong. Dann war mir, als würde ich über raue Sandflächen geschleift, die weiß in der Sonne glühten. Der Gong dröhnte und toste. Ich rang nach Luft, atmete schmerzhaft und öffnete die Augen. Zwei Männer knieten neben mir und beschäftigten sich mit mir. Der mächtige Rhythmus, den ich empfunden hatte, war das Rollen des Schiffes im Seegang. Der entsetzliche Gong war eine Bratpfanne, die bei jeder Bewegung des Schiffes klirrte und rasselte. Der scheuernde, sengende Sand waren harte Männerhände, die meine bloße Brust rieben. Ich krümmte mich vor Schmerz und hob den Kopf ein wenig. Meine Brust war rot und wund, und ich konnte winzige Blutstropfen aus der zerrissenen, entzündeten Haut hervorquellen sehen.

„Jetzt ist's genug, Donjon,“ sagte der eine der Männer. „Kannst du nicht sehen, wir schrubben ihm ja die ganze Haut ab!“

Der Donjon Angeredete, ein Mann von schwerem skandinavischem Typ, hörte auf, mich zu reiben, und erhob sich verlegen. Der Mann, der gesprochen hatte, war zartgliedrig mit fast weiblichen Zügen. Eine schmutzige Leinenmütze und ein ebenso schmutziger Leinenschurz um die Hüften verrieten, daß er der Koch in der entschieden sehr schmutzigen Kombüse des Schiffes war, auf dem ich mich befand.

„Na, wie fühlen Sie sich jetzt, Herr?“ fragte er mit der geizigen Untertänigkeit, die auf Generationen trintgeldobekliffener Ahnen schließen ließ.

Als Antwort versuchte ich mich zu erheben, Donjon half mir auf die Füße. Das Rassel und Klirren der Bratpfanne zerrte entsetzlich an meinen Nerven. Ich griff zur Stütze nach der Holzbekleidung — sie war so schmierig, daß sich mir die Eingeweide im Leibe umdrehten —, langte nach dem scheußlichen Gegenstand,

holte ihn vom Nagel herunter und verkeilte ihn sicher im Kohlenkasten.

Der Koch lächelte über meine Nervosität und drückte mir einen dampfenden Becher in die Hand. Es war ein widerliches Gefäß — Schiffskaffee —, aber die Wärme belebte mich doch. Während ich langsam das Getränk schlürfte, warf ich hin und wieder einen Blick auf meine wundgeriebene, blutende Brust. Dann wandte ich mich an den Skandinavier.

„Vielen Dank, Herr Donjon,“ sagte ich, „aber meinen Sie nicht, daß Ihre Behandlung etwas gewaltsam war?“

Eher aus meiner Bewegung als auch meinen Worten fühlte er wohl den Vorwurf heraus. Er hielt mir die Hand hin; sie war schrecklich rauh. Mit leichtem Schauer ließ ich die meine über die hornartigen Schwierigkeiten gleiten.

„Ich heiße Johnson, nicht Donjon,“ sagte er in ausgezeichnetem, wenn auch etwas langsamen und eine Spur fremdländischem Englisch.

In seinen bläulichen Augen erschien ein milder Protest, aber dazu eine schüchterne Offenheit und Männlichkeit, die mich ganz für ihn einnahmen.

„Vielen Dank, Herr Johnson,“ verbesserte ich mich und streckte ihm meine Hand hin.

Scheu und schüchtern zögerte er, sagte schließlich unfisich meine Hand und schüttelte sie herzlich.

„Haben Sie etwas trockenes Zeug für mich?“ fragte ich den Koch.

„Ja, Herr,“ erwiderte er dienstfertig. Er glitt zur Küchentür hinaus mit einer Schnelligkeit und Geschmeidigkeit, die mir weniger fakenartig als ölig erschienen. In der Tat, diese Schlüpfrigkeit war, wie ich später erfahren sollte, wahrscheinlich seine hervorsteckendste Eigenschaft.

„Und wo bin ich?“ fragte ich Johnson, den ich mit Recht für einen von den Matrosen hielt. „Was für ein Fahrzeug ist dies, und wo geht es hin?“

„Von den Farallonen nach Südwest,“ erwiderte er langsam und planmäßig. „Schoner „Ghost“ auf Robbenfang nach Japan.“

„Und wo ist der Kapitän? Ich muß ihn sprechen, sobald ich mich umgekleidet habe.“

Johnson blickte verlegen und verwirrt drein. Kapitän Wolf Larsen, es ist am besten, wenn Sie vorsichtig mit ihm reden. Er ist verrückt heut morgen. Der Steuermann — —

Aber er vollendete den Satz nicht. Der Koch war wieder hereingeglitten.

„Es ist besser, du machst, daß du wegkommst, Donjon,“ sagte er. „Der Alte sucht dich an Deck, und heut ist es am besten, ihm nicht in die Quere zu kommen.“

Johnson wandte sich gehorsam zur Tür, wobei er mir über die Schulter des Kochs hinweg in einer merkwürdig feierlichen, unheilverkündenden Weise zuwinkte, als wollte er die unterbrochene Bemerkung bekräftigen und mir ans Herz legen, ja recht vorsichtig mit dem Kapitän zu reden.

Über dem Arm des Kochs hingen einige zerknüllte,

häßliche Kleidungsstücke, die einen säuerlichen Geruch ausströmten.

„Sie sind feucht gewesen, Herr,“ erklärte er, „aber Sie werden sie schon tragen müssen, bis ich Ihre am Feuer getrocknet habe.“

Während ich mich am Holzwerk festhielt, gelang es mir mit Hilfe des Rochs, in ein raues wollenes Hemd zu schlüpfen. Bei der Berührung überließ mich eine Gänsehaut. Er bemerkte mein unwillkürliches Zusammenzucken und Gesichterschneiden und grinste: „Ich will nur hoffen, daß Sie sich nie im Leben an so was gewöhnen müssen. Eine feine Haut, die Sie haben. Ich hab' gleich gemerkt, daß Sie ein feiner Herr sind.“

War er mir schon auf den ersten Blick unsympathisch gewesen, so wuchs mein Unbehagen noch, als er mir jetzt beim Ankleiden half. Seine Berührung allein war mir widerlich. Ein billiges Baumwollhemd mit ausgefranstem Kragen und Flecken, die ich für Blutspitzer hielt, wurde mir unter einem Strom von Entschuldigungen übergezogen. Ein Paar schwerer Seestiefel umschloß meine Füße, und dazu wurde ich mit hellblauen, ausgewaschenen Ueberzugshosen ausgestattet, deren eines Bein ungefähr zehn Zoll kürzer als das andere war.

„Und wem habe ich für all diese Herrlichkeiten zu danken?“ fragte ich, als ich voll ausgestattet da stand.

Der Roch richtete sich auf. „Mugridge, Herr,“ sagte er kriecherlich und über sein weibliches Gesicht legte sich ein fettiges Lächeln. „Thomas Mugridge, Herr, zu Diensten.“

„Schön, Thomas,“ sagte ich. „Ich werde dich nicht vergessen, wenn meine Kleider wieder trocken sind.“

Ein sanfter Schimmer überzog sein Gesicht und seine Augen leuchteten, als wären in der Tiefe seines Wesens seine Vorfahren lebendig geworden mit der dunklen Erinnerung an die Trübsal der im vergangenen Leben.

„Danke, Herr,“ sagte er demütig. Genau wie eine Schiebetür glitt er beiseite, und ich trat aufs Deck. Ich war noch schwach von dem langen Aufenthalt im Wasser. Ein Windstoß packte mich, und ich wankte über das schlingende Deck, einer Ecke der Kajüte zu, an der ich mich festhielt. Mein erster Gedanke war, daß ein Mensch, der einen Schiffbruch überlebt und Auge in Auge mit dem Tode gestanden hatte, eigentlich mehr Aufmerksamkeit verdient hätte, als mir zuteil wurde. Außer einem Matrosen am Rad, der neugierig nach der Kajütenecde guckte, schenkte mir niemand irgendwelche Beachtung. Jedermann schien sich nur für das zu interessieren, was mit Schiffs vorging. Dort lag ein großer Mann auf einem Lufendeckel. Er war ganz angekleidet, sein Hemd jedoch aufgerissen. Von seiner Brust war nichts zu sehen, denn sie war von einer Masse schwarzer Haare bedeckt, die wie der Pelz eines Hundes aussahen. Gesicht und Hals waren unter dem schwarzen, graumelierten Bart verborgen, der von Wasser troff; seine Augen waren geschlossen. Er schien bewußtlos zu sein, aber der Mund stand weit offen und die Brust keuchte, als ob er am Ersticken war und heftig nach Atem rang. Ein Matrose, der danebenstand, hatte eine Segeltuchpüke an einer Leine festgemacht, ließ sie von Zeit zu Zeit ganz gewohnheitsmäßig ins Meer hinab, holte sie wieder herauf und goß den Inhalt über den Liegenden. Auf und nieder an Deck schritt ein anderer Mann und laute wütend auf seinem Zigarrenstummel. Es war der, dessen zufälliger Blick mich vor dem Ertrinken bewahrt hatte. Er mochte wohl fünf Fuß und zehn oder zehneinhalb Zoll messen, aber mein erster Eindruck von ihm, oder vielmehr mein Gefühl, war nicht das der Größe, sondern der Stärke. Aber dabei konnte ich ihn, obgleich er gedrungen und breitschultrig war und eine mächtige Brust hatte, nicht ungewöhnlich schwer nennen. Er hatte etwas von der sehnigen, knorrigen Kraft magerer starker Menschen, sein Körperbau aber ließ an einen Gorilla denken. Nicht, daß er in seinem Aussehen etwas Gorillaartiges gehabt hätte. Was ich auszudrücken suche, ist die Stärke selbst als etwas für sich,

ganz abgesehen von ihrer körperlichen Erscheinung. Es war eine Stärke, wie wir sie gewohnt sind, in Gedanken mit wilden Tieren, mit Geschöpfen zu verbinden, die wir uns in der Phantasie als unsere baumbewohnenden Vorfahren denken — die wilde, reißende, lebendige Stärke an sich.

Fest stand er auf den Beinen, jede Muskelbewegung, ob er die Schultern hob oder die Lippen um die Zigarre preßte, zeugte von Entschlossenheit und schien ihren Ursprung in einer riesenhaften und überwältigenden Kraft zu haben. In der Tat: obwohl diese Stärke jede feiner Bewegung durchdrang, schien es mir, als wäre sie nur der Ausdruck einer noch größeren Stärke, die in seinem Innern schlummerte, die aber jeden Augenblick erwachen konnte, schrecklich und unwiderstehlich wie das Wüten des Löwen oder der Zorn des Sturmes.

Der Roch steckte den Kopf zur Kombüseentür heraus und grinste mir ermutigend zu, gleichzeitig gab er mir zu verstehen, daß dies der Kapitän war, der „Alte“, wie der Roch sagte, die Persönlichkeit, die ich bemühen mußte, daß sie mich an Land setzte. Ich war gerade im Begriff, zu ihm zu gehen, um gleich die sicher unangenehme Geschichte überstanden zu haben, als der Unglückliche, der auf dem Lufendeck lag, einen noch stärkeren Erstickenisanfall bekam. Krampfartig verrenkte er sich. Das Kinn mit dem nassen schwarzen Bart streckte sich in die Luft, während die Rückenmuskeln steif wurden und die Brust mit einer instinktiven, unbewußten Anstrengung nach Luft rang.

Der Kapitän oder Wolf Larsen, wie die Leute ihn nannten, hielt auf seinem Wege inne und blickte auf den Sterbenden hinab. So furchtbar war dieser letzte Kampf, daß der Matrose die Segeltuchpüke sinken ließ und den Inhalt auf das Deck verschüttete. Der Sterbende trommelte mit den Fersen auf dem Lufendeckel, streckte die Beine aus, erstarrte in einer einzigen mächtigen Anstrengung und rollte den Kopf von einer Seite zur anderen. Das Kinn fiel herab, die Oberlippe hob sich und zwei Reihen tabakgebräunter Zähne wurden sichtbar. Seine Züge schienen in einem teuflischen Grinsen über die Welt, die er verlassen und überlistet hatte, erstarrt zu sein. Aber da geschah etwas ganz Ueberraschendes: Wie ein Donnerschlag fuhr der Kapitän über den Toten her. Glücke prasselten in unaufhaltsamem Strom von seinen Lippen, und es waren nicht etwa gewöhnliche Glücke oder unziemliche Redensarten. Jedes seiner Worte war eine Gotteslästerung, und der Worte waren viele. Ihre Ursache war, wenn ich recht verstand, daß der Mann, der der Steuermann war, die Rücksichtslosigkeit besessen hatte, gleich zu Beginn der Reise zu sterben und Wolf Larsen kurzerhand zu verlassen.

Fluchen und Schimpfen hatten mich stets abgestoßen. Ich fühlte Mattigkeit, Schwäche oder eher Schwindel. Für mich war immer etwas Feierliches, Würdevolles mit dem Tode verbunden gewesen, etwas Friedvolles, Heiliges. In dieser schrecklichen Gestalt war ich ihm noch nie begegnet. Aber der Tote blieb unangefochten. Er grinste weiter sein höhnisches Lächeln, zynisch und nerächlich. Er war Herr der Situation.

\*

Ebenso plötzlich, wie er begonnen, hörte Wolf Larsen auf zu fluchen. Er zündete sich wieder seine Zigarre an und sah sich um. Seine Augen fielen auf den Roch. „Na, Köchlein?“ fragte er mit einer merkwürdigen, kalten und stählernen Deutlichkeit.

„Jawohl, Käptn,“ schaltete der Roch beflissen und entschuldigend ein.

„Meinst du nicht, daß du jetzt lange genug den Kopf herausgesteckt hast? Das ist nicht gesund. Der Steuermann ist tot, und dich kann ich nicht auch noch entbehren. Sei vorsichtig mit deiner Gesundheit, Köchlein, Verstanden?“

(Fortsetzung folgt.)

## In Herbst und Fremde.

Die weite Welt ist totenstill und leer.  
Aus dunklen Tüfen dichte Nebel steigen.  
Die grauen Schleier zieh'n in dürr'n Zweigen  
Und spinnen grübelnd Schwerkmut um mich her.

Verlassenheit liegt starr in jedem Strauch.  
Durch kagle Bäume geht ein herblich Fröhen.  
Wie elend bin ich, nicht ganz nah zu spüren  
Von deinem Munde ein'n warmen Hauch.

(Mit besonderer Genehmigung des Dichters dem Buche „Im Atem der Welt“, Verlag Otto Ulrich, Heilbronn am Neckar, entnommen.)

## Spiegel.

Von D. Ott.

Die arme Madam Hansen war budlig, denn Budel war der einzige Ausdruck, den man auf den Auswuchs anwenden konnte, der ihren Rücken verunzierte. Aber Madam Hansen selber nannte ihn „das Gebrechen“; sie fand, das klang schöner. Madam Hansen war nicht immer budlig gewesen. Als sie sich mit Hansen verheiratete, erst achtzehn Jahre alt, war sie raut und schlank wie eine Kerze und fein und zart gebaut; zu fein und zart, aber während sie dann allmählich all die Kinder zur Welt brachte und all die Mühe auf sich nehmen mußte, die das im Gefolge hatte, da krummte sich ihr Rücken immer mehr und mehr, und nun war das Gebrechen da, aber sechzehn Kinder sind ja auch keine Kleinigkeit. Sechzehn Kinder!

Jetzt, wo das Nest leer war, — mehrere von den Kindern waren in frühesten Jugend gestorben, und der Rest war in die Welt hinausgeschlagen, jetzt begriff Madam Hansen selber nicht, wie sie all diese Jahre überstanden hatte, als die Kinder zur Welt kamen und heranwuchsen. Aber natürlich, damals war sie ja jünger gewesen und nicht so müde. Im Uebrigen hatte sie nie Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wie schlimm es eigentlich war. Aber jetzt erinnerte sie sich daran.

Immer hatte sie außer dem Kind, das sie gerade erwartete, bei aller Arbeit eins auf dem Arm und eins an der Schürze gehabt, und immer hatte eins „Mudding“ gerufen.

Das schlimmste Kopfschmerzen hatte es eigentlich gemacht, für all die Kinder in der kleinen Zweizimmerwohnung Platz zu schaffen; denn die Stube sollte doch geschönt werden und hübsch in Ordnung sein, wenn jemand kam. In dem einen großen Bett mußten zwei am Kopfende und zwei am Fußende schlafen, und quer über Vaters und Mutters Bett, unten am Fußende schlief auch einer.

Außerdem standen Rasten unter den Betten, die an jedem Abend herausgezogen wurden, immer ein Rasten für zwei Kinder, und dann war da die Wiege.

Ach Herrgott die Wiege mit den abgenutzten Gängeln, — jetzt stand sie auf dem Boden, in der hatten sie alle gelegen, und wenn eines starb oder heranwuchs, so war wieder sofort ein neues, kleines Wesen da, das in der Wiege piepte. Ihre ganze Jugend lang war Madam Hansen an diese Wiege gebunden gewesen, buchstäblich, denn wenn sie wusch oder plätkete, hatte sie um einen Fuß eine Schnur gebunden, um die Wiege in Bewegung setzen zu können, wenn das Kind schrie.

O dies Lärmen und Wühlen und Toben in den Betten abends, ehe sie alle eingeschlafen waren. Madam Hansen war manchmal beinahe häßlich geworden. Der eine stieß, der andere schrie, einer nahm zu viel Platz ein, und einer hörte nicht auf zu schwachen. Christian nahm Jens zu viel vom Deckbett weg, und Sofie wurde nie mit ihrem Abendgebet fertig. Sehr oft mußte Mutter hier einen Klops und dort eine Ohrfeige austheilen, bis Ruhe im Lande war. Aber wenn sie dann alle schliefen, waren sie auch unglaublich still.

Eine große, ungeheuer dramatische Szene hat sich in Madam Hansens Leben ereignet, und zwar unmittelbar nachdem, als sie das sechzehnte Kind geboren hatte — da wurde Hansen plötzlich wahnsinnig — vielleicht vor Angst, daß es mit den Kindern nie ein Ende nehmen würde, vielleicht in einem überwältigenden Verantwortungsgesühl, wer weiß!

Jedenfalls wurde er plötzlich gegen die beinahe unschuldige Ursache von allem, gegen Madam von Wut erfaßt, und eines Nachts warf er sich über sie und wollte sie erwürgen. Aber Madam Hansen hatte gar keine Lust zu sterben, dazu hatte sie wahrhaftig für zu viele zu leben, sie kämpfte unter dem Beistand der ältesten Kinder einen furchtbaren Kampf mit dem wahnsinnigen Mann, bis es ihr gelang, hinauszukommen und Nachbarn herbeizurufen. Hansen kam ins Krankenhaus, und von da in die Anstalt, und dort starb er einen Monat darauf.

An dem Tage, als Madam Hansen von dem Begräbnis nach Hause kam, hatte sie das einzige Mal in ihrem Leben das Gefühl, als müsse auch sie den Kopf verlieren. Sie sah eine ganze halbe Stunde mit den Händen im Schoß da und blickte verzweifelt auf die Kinderstube. Sie sahen so unendlich traurig aus. Die kleinen Mädchen von eben bis unten mit schwarzen Rattenschürzen behängt, hatten schwarze Schleifen in den blonden Zöpfen.

Sie dachte an all das Essen, das für all diese Mäuler beschafft werden mußte, an all die Schuhe und an all die Strümpfe und ihr brummte der Kopf. Aber da fiel ihr plötzlich ein, daß sie auf eine sehr falsche Art anting, und einen Augenblick später war sie in voller Tätigkeit, indem sie Butterstullen für die immer hungrigen kleinen Hansens strich.

Madam Hansen erwählte sich die Nähmaschine, um ihre Kinder zu ernähren. Sie bekam Arbeit von ein paar größeren Geschäften, und nun saß sie von Morgen bis zum Abend und manchmal wieder vom Abend bis zum Morgen und nähte, daß die Nadel heiß wurde. Und so schuf sie Jahr für Jahr, während die Kinder heranwuchsen; sie nähte, daß die Finger trumm wurden und die Augen schmerzten. In dieser immer vorgebeugten Stellung sank sie mehr und mehr zusammen. Der Brustkasten wölbte sich einwärts, und „das Gebrechen“ blickte sich, aber in ihrer Geschäftigkeit bemerkte Madam Hansen es kaum. Erst als es weh zu tun begann, weil es gegen den Pfriestknöchel schmerzte, kam sie auf den Gedanken, daß etwas getan werden müsse, ihren armen Körper zu stützen, damit sie weiter arbeiten könne — und da bekam sie eine Bandage.

Die Kinder aber — es waren, als Hansen starb, noch sieben im Hause, und Nummer sechzehn starb bald darauf — konnten nach und nach der Mutter helfen, und jedes hatte ein kleines Amt im Hause. Die Jüngsten putzten Messer und Schabzeug, machten Beforgungen und hielten Feuerung, und die kleinen Mädchen fochten, wuschen ab und wuschen rein.

Nur einen Tag in der Woche ließ Mama Hansen die Näheret liegen, und diesen Tag tenubte sie, um in der ganzen Wohnung gründlich rein zu machen und all die schmutzigen Wäsche zu waschen. Das war die ganze Abwechslung, die das Leben ihr bot.

Aber jetzt waren die schlimmen Jahre für Madam Hansen vorbei, jetzt, wo das Nest leer war und sie nur für sich selber zu sorgen hatte. Fleißig wie immer war sie auch jetzt noch, aber sie konnte sich doch einmal Ruhe gönnen, und sie hatte Zeit, ein wenig selber an sich zu denken. Die Kinder sagten, sie sei auf ihre alten Tage geradezu eitel geworden, aber das war nur Späß, denn sie wußten sehr gut, daß sie sich hauptsächlich ihretwegen putzte, damit sie sich nicht schämen sollten mit ihrer Mutter zu gehen. An jedem Sonntag kam eins von ihnen und ging mit ihr aus, und Madam Hansen amüsierte sich köstlich, wo sie auch hinkam. Sie war trotz ihrer sechzig Jahre wie ein ganz junger Mensch, der zum ersten Mal hiraufkommt, und etwas von der Welt sieht, und sie fand alles ganz wunderschön. Es ist gar nicht so übel, wenn das Leben einem einiges aufweist.

Heute wollte sie mit der Tochter in das Spiegellabirett. Sophie war schon dagewesen, und sie lachte, wenn sie davon erzählte, noch so, daß sie sich hinstehen mußte. Madam Hansen war in einer freudigen Neugier, als sie vor dem Spiegel stand und sich putzte, so gut sie konnte, und selber fand, daß sie fein und nett aussah. Das auf dem Rücken konnte man beinahe gar nicht sehen, wenn sie ihre seidene Mantille umband. Das sagten die Kinder auch, und von hinten bespiegelte sich Madam Hansen nicht.

Auf Madam Hansens Gesicht lag eine erwartungsvolle Freude, als sie über die Schwelle des Spiegellabyrinths trat und den ersten schmalen Gang entlang ging. Ihr gerade entgegen kam eine kleine Frau, eine kleine furchtbar Krumme, fand Madam Hansen, aber sie sah so nett und freundlich aus — das arme Geschöpf, daß Madam Hansen ihr zulächelte, während sie beiseite trat, um sie vorbeizulassen. Die Frau lachte auch und trat auch auf dieselbe Seite.

„Na schön,“ sagte Madam Hansen und ging nach links. Die Frau folgte ihr.

„Es ist doch ein Spiegel Mutter.“ Die Tochter sprach hinter ihr, vor sich aber sah sie Sophies fröhliches Gesicht.

„Der Spiegel!“ Madam Hansen ließ die Hand über die Glaswand gleiten, aber dann war die Frau ja selber — war sie so klein?

Hastig drehte sie sich um und blickte umher, und nun sah sie sich von einer ganzen Schar von kleinen, häßlichen, lächerlichen Mißgehalben mit großen Auswüchsen auf den Rücken, mit lang vorgestreckten Halsen und eingefallener Brust umgeben, und sie alle sahen verzweifelt und entsetzt aus. Es waren zehn — zwanzig, sie sahen sie von vorn, von hinten, von der Seite, und sie sah sie oben an der Decke auf dem Kopfe stehen. „Bin ich das Sophie? bin ich das?“ schrie sie beinahe und deutete mit dem Finger, — und all die Dörge deuteten auch.

Sophie hörte auf zu lächeln, sie begriff, daß sie an einem furchtbaren Unglück schuld war.

„Ich will hinaus, Sophie, ich will hinaus!“

Madam Hansen stürzte die Gänge des Labyrinths entlang, aber in ihrer Verzweiflung fand sie den Weg nicht; fast wahnsinnig vor Entsetzen flog sie wieder und wieder gegen die Glaswände wie die Motte ins Licht. Sie ballte die Hände gegen die Spiegel. „Ich will hinaus, Sophie, o, hilf mir hinaus!“

„Hier entlang, Mutterchen, hier entlang.“ Sophie streckte die Hand aus und wollte sie anfassen, aber Madam Hansen, die zehn, zwanzig paar Hände sich hinstrecken sah, griff nach den verkehrten und sagte in die Luft. Da stürzte sie wieder weiter: „Ich will hinaus!“ Ah, da war eine Treppe, da mußte sie hinauskönnen. Sie begann die steile Wendeltreppe hinaufzuklettern und rings um sie her trabbelten kleine, scheußliche, wahnsinnig aussehende Ungeheuer hinauf. Die Güte sahen schief, die grauen Haare sträubten sich, und die Augen — alle Augen hatten den entsetzlichen Ausdruck, den die ihres Mannes gehabt hatten, in der Nacht, als er verrückt wurde.

Sie war beinahe ohnmächtig vor Entsetzen, aber sie klammerte sich an die Stufen und flog immer weiter in die Höhe, — einmal mußte sie doch hinauskönnen.

Endlich, endlich, die Erscheinung verschwand! Alle Zwerge waren fort, sie war wieder allein, sie sah in einer großen Stube auf dem Fußboden und Sophie stand über sie gebeugt.

„Aber Mutterchen — kleines Mutterchen.“  
Madam Hanen schnappte nach Luft, es war, als sei ihr die Kehle zugeschnürt. „Hilf mir Sophie,“ flüsterte sie.

Sophie strich ihr beruhigend über die Stirn. „Mutterchen —“ Und plötzlich brach Madam Hanen in Tränen aus, sie lehnte den Kopf an ihrer Tochter Brust und schluchzte verzweifelt: „Ich habe ja nicht gewußt, daß ich so aussehe, Sophie, — das habe ich nicht gewußt.“

### Seltene Bücher.

Der berühmte Astronom Camille Flammarion, der vor zwei Jahren starb, besaß ein Buch, das die Aufschrift trug: „Promme Erfüllung eines anonymen Wunsches. Einband aus Menschenhaut (Frau). 1882.“

Eine seltene Aufschrift, die die Phantasie beflügelt, die zu allen möglichen Kombinationen anregt. Wirklich wird denn auch eine sehr romantische Geschichte in Zusammenhang mit diesem Buch erzählt.

Im Jahre 1882 erkrankte eine hübsche junge Gräfin schwer; der Fall war hoffnungslos. Die Kranke wußte um ihr Schicksal und trug ihrem Arzt ihre letzte Bitte vor, die zu erfüllen er ihr versprechen mußte. Sie gestand ihm, daß sie seit fünf Jahren von heftiger Liebe für Camille Flammarion erfüllt sei, obwohl sie ihn nie gesehen oder gesprochen habe. Wenn sie jetzt aber sterben müsse, so wolle sie doch im Jenseit bei ihm bleiben; der Arzt sollte deshalb, sobald sie gestorben sei, die zarte Haut von ihren Schultern lösen und sie Flammarion senden, damit er sie als Einband eines seiner Bücher benutze. Doch mußte der Arzt versprechen, unter keiner Bedingung und auf keinen Fall ihren Namen zu verraten.

Am Nachmittag des gleichen Tages starb die schöne, junge Gräfin, und der Arzt erfüllte sein Versprechen. Er löste ein Stück Haut, 30 bis 50 Zentimeter groß, von den Schultern und lieferte es persönlich in Flammarions Hause ab, indem er in einem Begleitschreiben den letzten Wunsch der ungenannten Verstorbenen darlegte. Flammarions Erstaunen war unbeschreiblich. Die Haut einer jungen, schönen Frau, deren Namen er nie erfahren würde, war ihm überbracht worden und verband ihn auf geheimnisvolle Weise mit einer Toten, die er im Leben nie gekannt. Hier mochte ein reiches, warmes Herz für ihn geschlagen, eine tiefe, heiße Seele für ihn gefühlt haben. Er ließ die Haut der geheimnisvollen Toten gerben und benutzte sie als Einband seines Buches „Terres du Ciel“.

Bis auf diesen Tag ist es Geheimnis geblieben, wer jene Frau war, die für einen Geliebten dieses seltsamste aller Testamente machte.

Wenn man von eigenartigen Büchern spricht, kann auch ein Buch, das sich jetzt im Britischen Museum in London befindet, nicht unerwähnt bleiben. Es ist dies das wahrscheinlich größte Buch der Welt, ein riesenhafter Atlas, der, aufgerichtet stehend, so groß ist, daß er einen Menschen überragt. Dieses merkwürdige Erzeugnis der Buchdruckerkunst ist schon sehr alt, denn es stammt aus der Zeit des englischen Königs Karls II., als dieser sich nach dem Sturz seiner Monarchie in den Niederlanden aufhielt. Hier wurde ihm der ungeheure Atlas von Amsterdamer Kaufleuten zum Geschenk gemacht. Die darin enthaltenen Landkarten sind — trotz ihres Alters — noch überraschend gut erhalten und außerordentlich korrekt ausgeführt. Alle Inschriften und Texte sind in lateinischer Sprache abgefaßt.

Neben diesem Riesen unter den Büchern nimmt sich der Diliput besonders eigenartig aus. Er ist nicht länger als ein Daumennagel. Dieser winzige Band faßt dennoch 64 Seiten, die noch dazu illustriert sind. Es handelt sich um ein persisches Buch „Nubaiyat“ von Omar Khayyam.

In den Bibliotheken der Welt mag noch manches einzigartige Buch sich befinden, dessen Entstehungsgeschichte märchenhaft und reichvoll klingt. Diese drei aber dürften in gewisser Hinsicht den Gipfel darstellen.

### Denkmal-Anekdoten.

Dem „Vater der deutschen Landwirtschaft“, dem bekannten Arzt und Landwirt Albrecht Thaer, ist neben seinen Denkmälern in Celle (seiner Geburtsstadt) und in Leipzig auch in Berlin ein Stammbild errichtet worden. Dieses auf dem Sankt-Nikolaus-Platz stehende Denkmal stellt Vater Thaer, auf einem Pflug gestützt, dar.

Eines Tages trat ein Mann aus der Provinz an das Denkmal heran, las das Wort „Thaer“, und da er den Namen noch nie gehört hatte, bat er einen gerade Vorübergehenden um Auskunft. Das war jedoch ein rechter Berliner, der zwar „Thaer“ auch nicht kannte, trotzdem aber um die Antwort nicht verlegen war.

„Thaer?“ fragte der, „Thaer?“ Kennen Sie den großen Mann nicht? Das ist nämlich der Erfinder von den Kartoffeln. Die heißen auf französisch Pommes de Thaer!“

Der Mann aus der Provinz dankte gerührt und staunte.

Ein andermal kam ein Provinzler, der sich Berlin ansah, zum Lessingdenkmal. Er guckte ein bißchen an dem Denkmal herum, konnte aber bei dieser oberflächlichen Beschauung nicht herausfinden, wen das Denkmal darstelle. Er wandte sich nunmehr gleichfalls an einen Vorübergehenden.

Dieser, ebenfalls ein wackelherber „Baltin“, sprach die geflügelten Worte: „Det is Goethe, der große Goethe. Se wissen doch: „Festsjemauert in der Erden!“

In Breslau steht ein Denkmal Friedrich Wilhelms II. Es steht im Scheitwiger Park, ist ziemlich unscheinbar und vielen Breslauern unbekannt. Da kommt ein „Provinzler“ zu einem Geschäftsfreund nach Breslau und wird von diesem zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten umhergeführt. Schließlich stehen sie auch vor der Säule, auf der Friedrich Wilhelm II. steht. „Wer ist denn das?“ Der Breslauer hatte natürlich keine Ahnung. Aber nur nicht verblüffen lassen! „Wer das ist? Ach Gott, das ist eben der alte Scheitnig.“

In Denkmälern findet man bei genauer Betrachtung der Einzelheiten sehr oft kleine Verkehrtheiten, die manchmal recht komisch wirken. So steht in London in der Nähe der Börse ein Denkmal des Herzogs von Wellington, leider ohne Stiefel und Sporen, so daß man annehmen muß, daß er dauernd in Strümpfen zu stehen gezwungen war. Sein Pferd trägt wohl einen Sattel, der Satteldurst, ohne den es doch nicht gut geht, ist indessen ver-gessen. Das Denkmal Georgs IV. auf dem Trafalgar-Square hat das gleiche Mißgeschick gehabt.

Vor Westminster Hall steht eins der besten Denkmäler Cromwells, das England aufzuweisen hat. Der große Staatsmann ist zwar gestiefelt und gespornt, aber leider hat ihm der Künstler die Sporen verkehrt herum angelegt.

Mit welcher Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit oftmals Denkmäler errichtet werden, hat einmal der Pariser „Eclair“ durch einen Aprilscherz herausbekommen. Ein Redakteur dieses Blattes schrieb an alle französischen Deputierten und Senatoren und forderte sie auf, in das Denkmalskomitee für Hégésippe Simon einzutreten. Diesen Hégésippe Simon, der niemals gelebt hat, hatte der Redakteur selbst erfunden. Das Mundschreiben trug an der Spitze Hégésippe Simons „geistreichen“ Wahlspruch: „Wenn die Sonne aufgeht, verschwindet die Finsternis.“

Neun Deputierte und fünfzehn Senatoren fielen allen Erwies auf den Spatz herein.

### Geschenke werden ausgewählt!

(Nachdruck verboten.)

Es war am zweitletzten Sonntag vor Weihnachten. Die Geschäfte waren geöffnet. Ein Stöhen, Drängen, wogendes Auf- und Unter überall: man kaufte Weihnachtsgeschenke.

Den halben Nachmittag ließ ich mich von dem Gemenge schieben, ich suchte nämlich Irma und fand sie nicht.

Als ich zu ihrem elterlichen Hause die Schritte lenkte, dunkelte es schon. Am lichterhellsten Fenster ihres Zimmers sah ich Irmas Kopf als Schatten hinter den Vorhängen. Sie arbeitete heute? Das Dienstmädchen öffnete.

Schulzes sein ausgegangen und niemand zu Hause, beschrieb mich die Hausangestellte und dabei eifrig an einem Taschentuch stückend.

Manu?, dachte ich, das ist ja heiter. Niemand zu Hause, und ich hatte doch Irmas Kopf gesehen?

Da mußte ich schlau zu Werke gehen.

„Woher für den Bräutigam?“ fragte ich unter Hinweis auf das Taschentuch, dessen Monogramm es trug, das Mädchen.

„Ja, ein Weihnachtsgeschenk.“

„Wo sind denn Herr und Frau Schulze hingegangen?“

„Jeder für sich allein.“

„Aber, ja warum?“

„Nun, sie kaufen sich gegenseitig ihre Weihnachtsgeschenke!“

„Und wo ist der junge Herr Schulze?“

„Der haktelt am Radioapparat, den er zu Weihnachten den Eltern schenken will!“

„Und wo ist das gnädige Fräulein Irma?“

„Das gnädige Fräulein Irma stiftet eine Überraschung für Sie als Weihnachtsgeschenk. Ich sollte, hat sie mir aufgetragen, wenn Sie kämen, sagen, sie seien alle ausgegangen!“

Ich verstand, bedankte mich, nickte freundlich dem Mädchen zu, ging zur Stadt zurück, um Geschenke auszusuchen.

### Fröhliche Ecke.

Keine Abwechslung. „Nichts als Kleider, Kleider! Den ganzen Tag über denkst du nur an deine Kleider!“ — „Du irrst, Männchen, augenblicklich macht mir mein neuer Winterhut Kopf-schmerzen.“

Wißbegierde. „Mutti!“ — Die von Fragen geplagte Mama fragt seufzend: „Was willst du denn schon wieder?“ — „Mutti, wenn ein Mägdchen einen Brief an seine Braut schreibt und er weint dabei: gibt denn das Tintenkleck?“

Der Rettungsanker. „Wenn ich durch dieses Bild noch nicht berühmt werde, muß ich meinen Goldzahn versehen oder Hei-roten.“

Darum. Lehrer: „Was ist der edelste Teil beim Menschen?“ — Schüler: „Die Haut.“ — Lehrer: „Manu, wie kommst du denn darauf?“ — Schüler: „Weil sie den ganzen Kerl zusammenhält.“

Mode von heute. „Ich habe eine parasane Frau. Gestern hat sie aus einer Bluse von sich für mich eine Krawatte gemacht.“ — „Was will das schon bedeuten? Meine Frau hat gestern aus einer Krawatte von mir ein Kleid für sich angefertigt.“

Verantwortlich: Hauptkassier Robert Styr, Poznań.